

# KAY HOOPER

FALL 7 FÜR NOAH BISHOP

## JAGDFIEBER

Weltbild

Er ist kein gewöhnlicher Mörder. Aber seine Verfolger sind noch außergewöhnlicher. Er entführt seine Opfer, kassiert Lösegeld - und tötet die Geiseln. Die Polizei findet immer mehr Leichen, aber keine Spur. Bis der Profiler Lucas Jordan auf den Plan tritt - denn er besitzt die besondere Fähigkeit vermisste Personen aufzuspüren.

## **Noah Bishop Reihe**

1. Eisige Schatten
2. Jagd im Schatten
3. Wenn die Schatten fallen
4. Die Augen des Bösen
5. Die Stimmen des Bösen
6. Das Böse im Blut
7. Jagdfieber
8. Kalte Angst
9. Wenn das Grauen kommt

Kay Hooper

# Jagdfieber

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Marion Balkenhol

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Kay Hooper lebt in North Carolina. Sie ist die preisgekrönte Autorin zahlloser Bestseller, ihre Bücher wurden weltweit über sechs Millionen Mal verkauft. Das erfolgreiche und etwas andere Profiler-Team um Noah Bishop taucht gleich in mehreren verschiedenen Thrillerserien Kay Hoopers auf.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Hunting Fear.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Kay Hooper

This translation is published by arrangement with Bantam Books, an imprint of Random House, a division of Penguin  
Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Weltbild Verlag, Augsburg

Übersetzung: Marion Balkenhol

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-090-6

# Prolog

Vor fünf Jahren

Sshhh.

Fast unbewusst kam ihr der Laut über die Lippen. »Sshhh.« Doch es war nur ein Hauch. Nicht einmal das.

Sie musste leise sein.

Sonst hörte er sie am Ende noch.

Dann wäre er wütend auf sie.

Und könnte seine Meinung ändern.

Sie verhielt sich sehr still und versuchte, sich ganz klein zu machen. Mach ihn nicht auf dich aufmerksam. Gib ihm keinen Grund, seine Meinung zu ändern.

Bisher hatte sie Glück gehabt. Glück oder Verstand. Weil er es gesagt hatte, er hatte gesagt, sie sei ein braves Mädchen, deshalb würde er ihr nicht wehtun. Sie musste nur die Medizin schlucken und eine Weile schlafen, und dann, wenn sie aufwachte, noch ein bisschen still liegen bleiben und leise sein.

Zähl bis fünfhundert, wenn du wach wirst, hatte er gesagt. Zähl langsam. Und wenn sie fertig war ...

»... und wenn du damit fertig bist, bin ich nicht mehr da. Dann kannst du dich frei bewegen. Du kannst die Augenbinde abnehmen. Aber erst dann, verstanden? Wenn du dich vorher bewegst oder ein Geräusch machst, krieg ich das mit. Dann muss ich dir wehtun.«

Bis fünfhundert zu zählen, schien eine Ewigkeit zu dauern, doch endlich war sie am Ziel. Zögerte. Und zählte noch weiter bis sechshundert, um sicherzugehen. Weil sie ein braves Mädchen war.

Er hatte sie gezwungen, sich so hinzulegen, dass ihre Hände unter dem Po lagen, von ihrem eigenen Gewicht platt gedrückt, und sie sie nicht rühren konnte. Damit er sie nicht fesseln musste, hatte er gesagt. Entweder sie schob die Hände unter sich wie ein braves Mädchen, oder er fesselte sie.

Er hatte eine Waffe dabei.

Wahrscheinlich waren ihre Hände inzwischen eingeschlafen, denn sie hatte das Gefühl, als hätte die Medizin sie lange schlafen lassen. Doch sie hatte noch immer Angst, sich zu bewegen, Angst, er könnte noch in der Nähe sein und sie beobachten.

»Sind ... sind Sie da?«, flüsterte sie.

Nichts. Nur ihr eigener Atem.

Sie schauderte, nicht zum ersten Mal. Es war kühl und ein wenig feucht. Die Luft, die sie einatmete, war abgestanden. Und ganz tief in ihr, tief im Dunkeln, wo ein kleines verängstigtes Mädchen hockte, lauerte ein Gedanke, an den sie nicht einmal zu rühren wagte.

Nein. Das nicht.

Das war es nicht.

Vorsichtig, ganz langsam, zog sie die rechte Hand unter sich hervor. Die Hand war eingeschlafen, und es stach mit tausend Nadeln und fühlte sich wie immer unheimlich an. Sie ließ sie neben der Hüfte liegen und bewegte die Finger, während das Blut allmählich wieder einschoß. Am liebsten hätte sie geweint oder gekichert. Sie befreite auch die linke Hand, öffnete und schloss sie ebenso.

Ohne sich einzugestehen, warum sie das machte, ließ sie die Hände auf die Oberschenkel gleiten, dann über den Körper nach oben, ohne sie dabei nach links, nach rechts oder nach oben auszustrecken. Sie führte sie bis an die Augenbinde.

Ihr Atem ging in leises Schluchzen über.

Nein. Das nicht.

Weil sie ein braves Mädchen war.

Sie schob das Tuch über die Stirn und hielt die Augen geschlossen. Dann holte sie tief Luft und versuchte nicht daran zu denken, wie viel schaler und dicker die Luft auf einmal war.

Schließlich schlug sie die Augen auf. Schwärze. So dunkel, dass sie Gewicht hatte, Substanz.

Sie blinzelte, drehte den Kopf hin und her, sah aber nichts. Nur ... Schwärze.

Das kleine Mädchen ganz tief in ihr wimmerte.

Langsam, Millimeter um Millimeter, streckte sie die Hände zur Seite. Die Ellenbogen waren noch angewinkelt, da stieß sie auf etwas Festes. Es fühlte sich an wie ... Holz. Sie drückte dagegen. Fest. Noch fester.

Es gab nicht nach.

Sie versuchte nicht in Panik zu geraten, doch als ihre Hände die Kiste erforscht hatten, in der sie lag, drang der Schrei bereits in ihre Kehle. Und als das kleine Mädchen, das ganz tief in ihr hockte, ihr die Wahrheit zuflüsterte, entwich der Schrei.

Er hat dich bei lebendigem Leib begraben.

Und niemand weiß, wo du bist.

»Ich sag doch, es hat keinen Zweck, verdammt nochmal.« Dafür, dass Lieutenant Pete Edgerton Detective des Dezernats für Gewaltverbrechen war, hatte er eine ungewöhnlich weiche und sanfte Stimme, die jetzt allerdings barsch klang. Und voll zögerlicher Gewissheit. »Sie ist tot.«

»Zeig mir, wo die Leiche ist.«

»Luke ...«

»Bevor du mir keine Leiche zeigst, gebe ich das Mädchen nicht auf.« Lucas Jordans Stimme war ruhig wie immer, doch dahinter lauerte seine übliche Eindringlichkeit. Und als er sich umwandte und den Konferenzraum verließ, tat er es mit den raschen, federnden Schritten eines Mannes in ausgezeichneter körperlicher Verfassung, der Energie für mindestens drei besaß.

Vielleicht für vier.

Seufzend drehte sich Edgerton zu den anderen Detectives im Raum um und zuckte mit den Schultern. »Die Familie hat ihn engagiert, und sie haben die Unterstützung des Bürgermeisters, deshalb können wir ihn nicht abziehen.«

»Ich bezweifle, ob das überhaupt jemand könnte«, sagte Judy Black halb bewundernd, halb fragend. »Er wird die Suche nicht eher aufgeben, bis er Meredith Gilbert gefunden hat. Tot oder lebendig.«

Mit Blick auf den Aktenstoß vor sich schüttelte ein anderer Detective nur matt den Kopf. »Na schön, ob er nun so begabt ist, wie man ihm nachsagt, oder nicht, er ist unabhängig und kann sich so lange wie nötig auf einen einzigen Fall konzentrieren. Den Luxus haben wir nicht.«

Edgerton nickte. »Wir haben schon mehr Zeit aufgebracht, als wir uns leisten können – und verdammt viel Personal –, nur um einer Vermisstenmeldung nachzugehen mit null Anhaltspunkten und keinerlei Beweis dafür, dass die Vermisste gegen ihren Willen entführt wurde.« »Ihre Familie ist sich dessen sicher«, erinnerte ihn Judy. »Und Luke geht davon aus.«

»Ich weiß. Auch ich bin mir sicher, zumindest so sicher, wie es mein Bauchgefühl erlaubt.« Edgerton zuckte erneut mit den Schultern. »Aber wir haben anstehende Fälle zu erledigen, und ich habe meine Anweisungen. Die Untersuchung in Sachen Meredith Gilbert ist offiziell ad acta gelegt.«

»Gilt das auch auf Bundesebene?«, fragte Judy und wandte sich mit hochgezogenen Augenbrauen an einen großen dunkelhaarigen Mann, der lässig an einem Aktenschrank lehnte – eine Position, aus der er den Raum überblicken konnte.

Der Sonderermittler Noah Bishop schüttelte den Kopf. »Die offizielle Version lautet, dass es sich nicht um ein Verbrechen auf Bundesebene handelt. Keine nachweisliche Entführung – oder etwas, das das FBI auf den Plan rufen könnte. Außerdem hat man uns nicht gebeten, offiziell an den Ermittlungen teilzunehmen.« Seine Stimme war so kühl wie seine hellgrauen Wolfsaugen. Ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen, doch die deutlich sichtbare Narbe quer über der linken Wange verlieh seinem Gesicht eher etwas Gefährliches.

»Was haben Sie dann hier zu suchen?«, fragte der müde Detective in mildem Ton.

»Er interessiert sich für Jordan«, sagte Theo Woods. »Das ist es doch, nicht wahr, Bishop? Sie sind doch nur gekommen, um sich die kleine Zirkusvorstellung dieses so genannten Mediums anzusehen.« Der Detective machte aus seiner Feindseligkeit keinen Hehl, obwohl schwer zu sagen war, wen er mehr verachtete – vermeintliche Medien oder FBI-Beamte.

Beiläufig erwiderte der FBI-Mann: »Ich bin hier, weil immerhin die Möglichkeit einer Entführung bestand.«

»Und daher ist es vermutlich auch nur reiner Zufall, dass Sie Jordan wie ein Falke beobachtet haben.«

Mit leisem, humorlosem Lachen sagte Bishop: »Es gibt keine Zufälle.«

»Dann sind Sie an ihm interessiert.«

»Ja.«

»Weil er behauptet, ein Medium zu sein?«

»Weil er ein Medium ist.«

»Das ist doch Quatsch, und das wissen Sie auch«, sagte Woods. »Wäre er wirklich ein Medium, dann hätten wir das Mädchen inzwischen gefunden.«



»So funktioniert das nicht.«

»Ach ja, richtig, ich vergaß. Man kann nicht einfach auf einen Knopf drücken und alle Antworten bekommen.«

»Nein. Leider ist das selbst einem echten und begabten Medium nicht gegeben.«

»Und das wussten Sie natürlich.«

»Ja.«

Edgerton, der sich sowohl der brodelnden Frustration im Raum bewusst war als auch der Abneigung zumindest einiger seiner Detectives gegenüber dem FBI und seinen Ermittlern, schaltete sich mit ruhiger Stimme ein. »Die Frage ist müßig, zumindest, was uns betrifft. Wie gesagt, die Untersuchung in Sachen Gilbert ist abgeschlossen. Wir gehen zu anderen Fällen über.«

Judy sah Bishop immer noch an. »Was ist mit Ihnen? Machen Sie auch woanders weiter? Gehen Sie nach Quantico zurück?«

»Ich mache das, wozu ich hergekommen bin.« Bishop schlenderte aus dem Raum, offensichtlich genauso entspannt und unbesorgt, wie Lucas Jordan angespannt und konzentriert gewesen war.

»Ich mag den Kerl nicht«, verkündete Theo Woods überflüssigerweise. »Der guckt direkt durch einen durch. So was nennt man auch einen Tausendmeterblick.«

»Meint ihr, der ist wirklich hinter Luke her?«, fragte Judy in den Raum hinein.

Edgerton sagte: »Vielleicht. Ich habe Informationen, dass Bishop eine Sondereinheit zusammenstellt, aber mir ist nicht klar, was daran besonders sein soll.«

»Mein Gott, du glaubst doch nicht, dass er unechte Medien zusammentrommelt?«, fragte Woods ungläubig.

»Nein«, erwiderte Edgerton und warf dem FBI-Mann einen letzten Blick nach. »Ich glaube nicht, dass er an etwas Unechtem interessiert ist.«

Bishop dachte sich, dass sie über ihn reden würden, nachdem er den Konferenzraum verlassen hatte. Er nahm sich vor, Pete Edgerton seiner wachsenden Liste von Polizisten hinzuzufügen, die er in Zukunft vielleicht für seine Sondereinheit zur Verbrechensbekämpfung rekrutieren wollte, ansonsten verschwendete er keinen weiteren Gedanken mehr an die Gruppe von Detectives. Er machte sich auf die Suche nach Lucas Jordan, den er, wie erwartet, in dem kleinen, fensterlosen Büro antraf, das man ihm widerwillig zur Verfügung gestellt hatte.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, ich bin nicht interessiert«, sagte Lucas, sobald Bishop die Tür öffnete.

Bishop lehnte sich an den Türrahmen und sah zu, wie der andere seine unzähligen Papiere zusammenpackte, die bei der Suche nach einer vermissten Person anfallen.

»Gefällt Ihnen der Alleingang so sehr?«, fragte er milde. »Allein zu operieren hat Nachteile. Wir können die Art von Unterstützung und die Ressourcen bieten, die Sie wahrscheinlich woanders nicht finden werden.« »Schon möglich. Aber ich hasse alles, was mit Bürokratie zu tun hat«, erwiderte Lucas. »Und davon gibt es beim FBI im Überfluss.«

»Ich habe Ihnen gesagt, meine Einheit ist anders.«

»Trotzdem erstatten Sie dem Direktor Bericht, oder?«

»Ja.«

»Dann ist der Unterschied nicht so groß.«

»Ich habe die Absicht, das zu ändern.«

Lucas hielt inne und sah Bishop mit leicht hochgezogenen Augenbrauen an, eher neugierig als ungläubig. »Ach ja? Und wie wollen Sie das anstellen?«

»Meine Ermittler sollen nichts mit der Politik des FBI zu tun haben; das wird meine Aufgabe sein. Jahrelang habe ich mir einen Ruf aufgebaut, habe Gefälligkeiten eingesammelt und zurückgefordert, habe Druck ausgeübt, um sicherzustellen, dass wir bei unseren Ermittlungen größtmögliche Eigenständigkeit genießen.«

Spöttisch meinte Lucas: »Wie, gar keine Regeln?«

»Das ist leider unmöglich. Aber vernünftige Regeln, und sei es nur, um die jeweiligen Obersten zu beruhigen und davon zu überzeugen, dass wir kein Schmierentheater abgeben. Anfangs müssen wir vorsichtig sein, zumindest zurückhaltend, bis wir einen soliden Bericht über einen erfolgreichen Fall vorzuweisen haben.«

»Und Sie sind sicher, dass es Erfolge geben wird?«

»Sonst würde ich es nicht machen.«

»Na ja, schön.« Lucas ließ seine Aktentasche zuschnappen. »Ich wünsche Ihnen viel Glück, Bishop, ehrlich. Aber allein arbeite ich am besten.«

»Wie können Sie sich dessen so sicher sein, wenn Sie es noch nie anders probiert haben?«

»Ich kenne mich.«

»Was ist mit Ihrer Fähigkeit?«

»Was soll damit sein?«

Bishop lächelte schmallippig. »Wie gut kennen Sie Ihre übersinnlichen Fähigkeiten? Begreifen Sie, was sie bedeuten, wie sie funktionieren?«

»Ich verstehe sie gut genug, um sie zu gebrauchen.«

Mit Absicht setzte Bishop nach: »Und warum können Sie Meredith Gilbert dann nicht finden?«

Lucas biss nicht an, obwohl sich seine Miene etwas anspannte. »So einfach ist das nicht, und das wissen Sie auch.«

»Vielleicht sollte es aber einfach sein. Vielleicht bedarf es nur der richtigen Ausbildung und Übung, damit ein übersinnlich begabter Mensch in der Lage ist, seine Fähigkeiten effektiver als Ermittlungswerkzeuge zu beherrschen und anzuwenden.«

»Vielleicht erzählen Sie ja auch völligen Unsinn.«

»Beweisen Sie mir das Gegenteil.«

»Hören Sie zu, dafür habe ich keine Zeit. Ich muss ein Entführungsoffer finden.«

»In Ordnung.« Bishop zögerte kaum merklich, bevor er hinzufügte: »Es ist die Angst.«

»Wie?«

»Es ist die Angst, deren Fährte Sie aufnehmen, die Sie automatisch ansteuern. Die besondere elektromagnetisch aufgeladene Handschrift der Angst. Die Angst des Opfers. Das zu spüren, darauf ist Ihr Gehirn ausgerichtet, telepathisch oder durch Empathie.« Lucas schwieg.

»Was spüren Sie – die Gedanken oder die Gefühle?«

Widerwillig gab Lucas zu: »Beides.«

»Sie spüren also ihre Angst und kennen ihre Gedanken.«

»Die Angst ist stärker. Fassbarer. Wenn ich Gedanken überhaupt erwische, dann sind sie nur Geflüster. Wörter, Sätze. Mentale atmosphärische Störungen.«

»Wie ein Radiosender, der immer wieder verschwindet.« »Ja, so ungefähr.«

»Aber es ist die Angst, die Sie zuerst mit den Opfern verbindet.«

Lucas nickte.

»Je stärker die Angst, umso intensiver ist die Verbindung.«

»Im Allgemeinen ist es so. Menschen gehen mit ihrer Angst unterschiedlich um. Manche begraben sie oder zügeln sie so stark, dass nichts nach außen dringt. Bei denen spüre ich sie nicht sehr gut.«

»Ist es die Angst, verloren zu sein?«

Lucas fing den eindringlichen Blick des FBI-Beamten auf und sagte schließlich schulterzuckend: »Die Angst, allein zu sein. Gefangen zu sein, in der Falle zu sitzen.

Hilflos. Verdammt. Die Angst zu sterben.«

»Und wenn sie das nicht mehr empfinden?«

Lucas antwortete nicht.

»Dann ist es, weil sie tot sind.«

»Manchmal.«

»Seien Sie ehrlich.«

»Na schön. Für gewöhnlich. In der Regel spüre ich sie nicht mehr, weil keine Angst mehr zu spüren ist. Keine Gedanken. Kein Leben.« Allein dies auszusprechen machte Lucas wütend, und er tat nichts, um es zu verbergen.

»So wie jetzt. Bei Meredith Gilbert.«

»Ich werde sie finden.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Rechtzeitig?«

Die Frage hing eine ganze Weile zwischen den beiden Männern in der Luft; dann nahm Lucas seine Aktentasche und war mit zwei Schritten an der Tür.

Schweigend trat Bishop zur Seite.

Lucas ging an ihm vorbei und drehte sich am Treppenabsatz noch einmal um. Abrupt sagte er: »Tut mir Leid. Ich kann sie nicht für Sie finden.«

»Für mich? Meredith Gilbert ist ...«

»Nicht sie. Miranda. Ich kann Miranda nicht für Sie finden.«

Bishop verzog keine Miene, doch die Narbe auf seiner linken Wange wurde so weiß, dass sie noch deutlicher hervortrat. »Ich habe nicht darum gebeten«, sagte er nach einer kurzen Pause.

»Das war auch nicht nötig. Ich nehme die Spur der Angst auf, Sie erinnern sich doch?«

Bishop sagte kein Wort mehr. Er stand nur da und sah dem anderen Mann nach, bis er verschwunden war.

»Ich hätte Sie fast nicht angerufen«, sagte Pete Edgerton, als Bishop auf dem Highway,

der über die Schlucht führte, zu ihm trat. »Um ehrlich zu sein, bin ich überrascht, dass Sie noch da sind. Es ist drei Wochen her, seit wir die Ermittlungen abgeschlossen haben.« Ohne weiter darauf einzugehen, sagte Bishop nur: »Ist er dort unten?« »Ja, bei ihr. Wobei nicht mehr viel übrig ist.« Edgerton betrachtete den FBI-Mann. »Ich habe keine Ahnung, wie er sie gefunden hat. Vermutlich seine besondere Begabung.« »Todesursache?«

»Das wird die Gerichtsmedizin entscheiden. Wie gesagt, es ist nicht mehr viel übrig. Und das bisschen ist den Elementen und Raubtieren ausgesetzt gewesen. Ich habe keine Ahnung, wie sie ums Leben gekommen ist oder was sie vor ihrem Tod durchgemacht hat.«

»Sie sind nicht einmal sicher, ob sie entführt wurde, nicht wahr?«

Edgerton schüttelte den Kopf. »Bei dem bisschen, was wir da unten gefunden haben, könnte sie hier am Rande der Straße entlanggegangen, ausgerutscht und abgestürzt sein, sich vielleicht den Kopf angeschlagen oder etwas gebrochen haben, sodass sie den Hang nicht wieder hinaufkam. Hier herrscht viel Verkehr, aber niemand hält an; sie könnte die ganze Zeit dort gelegen haben.«

»Glauben Sie, die Gerichtsmedizin ist im Stande, die Todesursache festzustellen?«

»Das würde mich wundern. Anhand der Knochen, von ein paar Hautfetzen und Haaren? Wir hätten sie nicht einmal so schnell identifizieren können – wenn überhaupt –, wenn ihr Rucksack nicht größtenteils noch unversehrt gewesen wäre und noch viele Gegenstände mit ihrem Namen drauf enthalten hätte. Außerdem wurde ihr merkwürdiges Zinnarmband zwischen den Knochen entdeckt. Die DNA-Analysen werden ergeben, dass es ihre Überreste sind, dessen bin ich mir sicher.«

»Dann ist sie also nicht ausgeraubt worden, und ihr Mörder hat keine Trophäe mitgenommen.«

»Falls es einen Mörder gab, sieht es nicht so aus, als hätte er ihr etwas abgenommen.« Bishop nickte und ging dann auf das breite Loch in der Leitplanke zu, das schon längst hätte repariert werden sollen.

»Sie werden sich noch Ihren schönen Anzug ruinieren«, warnte Edgerton.

Ohne darauf zu reagieren, kletterte Bishop den steilen Abhang in die Schlucht hinab. Er kam an ein paar Männern von der Spurensicherung vorbei, blieb aber erst stehen, als er an einer von Felsbrocken übersäten Stelle im Schatten eines knorrigen Baumes auf Lucas Jordan traf. Lucas schien diesmal ein ganz anderer Mann zu sein als der, den Bishop zuletzt gesehen hatte. Er war verdreckt, unrasiert, dünner, seine nachlässige Kleidung zerknittert, als hätte er darin geschlafen. Wenn er überhaupt geschlafen hatte. Er hatte die Hände in die Taschen seiner Jeansjacke geschoben und starrte auf den felsigen Boden.

Was seinen starren Blick gefangen hielt, waren Teilchen und Stücke, die nur Experten einem Menschen hätten zuordnen können. Knochensplitter und Kleiderfetzen. Und ein Bündel schokoladenbraunes Haar.

»Ihren Rucksack haben sie schon mitgenommen«, murmelte Lucas. »Den bekommen die Eltern, vermute ich.« »Ja«, sagte Bishop.

»Sie wussten es. Schon in dem Augenblick, als Sie hierher kamen, wussten Sie, dass sie

tot war.«

»Nicht in dem Moment, als ich herkam.«

»Aber an dem Tag.«

»Ja.«

Lucas drehte den Kopf und starrte Bishop ungläubig an. »Und Sie haben nichts gesagt?«

»Ich wusste, dass sie tot war. Ich wusste nicht, wo sie sich befand. Die Polizei hätte mir niemals geglaubt. Ihre Familie hätte mir nie geglaubt.«

»Ich vielleicht.«

»Sie wollten ja nicht. Sie mussten sie selbst finden. Deshalb habe ich abgewartet, bis Sie sie fanden.«

»Und Sie wussten die ganze Zeit über, dass sie tot war.« Bishop nickte.

»Mein Gott, Sie sind ein Schweinehund.«

»Manchmal.«

»Jetzt sagen Sie nicht, Sie sind es, weil Sie einer sein müssen.«

»Na schön. Ich sag's nicht.«

Lucas verzog das Gesicht und richtete seinen gehetzten Blick wieder auf den Boden und die verstreuten Überreste von Meredith Gilbert.

»So endet es meistens.« Er klang mehr als erschöpft. »Mit einer Leiche oder dem, was davon übrig bleibt. Weil ich nicht schnell genug war. Nicht gut genug.«

»Eine Stunde nachdem er sie gefangen hatte, war sie tot«, sagte Bishop.

»Diesmal vielleicht.« Lucas zuckte mit den Schultern.

Bishop hielt den richtigen Zeitpunkt für gekommen. »Nach den Gesetzen der Naturwissenschaft ist es unmöglich, in die Zukunft zu sehen, im Voraus zu wissen, was als Nächstes passieren wird. Es scheint unmöglich, als Ermittler diesen Vorsprung zu haben. Ich glaube das aber nicht. Ich glaube, dass Telepathie und Empathie, Telekinese und Präkognition, Hellsehen und all die anderen so genannten übernatürlichen Fähigkeiten Werkzeuge sein können, die uns mehr als einen Vorsprung verleihen. Die uns vielleicht besser machen. Schneller.« Nach einer Weile drehte Lucas den Kopf und erwiderte Bishops festen Blick. »Okay, ich höre zu.«

Zwei Tage später, beide hatten vierundzwanzig Stunden Schlaf und zwei Duschen hinter sich, sahen erholter aus und fühlten sich entsprechend, schob Lucas den Teller von sich, griff nach seiner Kaffeetasse und sagte: »Sie müssen für mich nicht das Kindermädchen spielen, wissen Sie. Ich werde Ihnen nicht davonlaufen. Ich habe gesagt, dass ich es mit Ihrer neuen Sondereinheit versuchen werde, und das werde ich auch.«

»Das weiß ich.« Bishop trank einen Schluck Kaffee und zuckte mit den Schultern. »Ich dachte nur gerade, wir könnten ja auch einen frühen Rückflug nehmen, da wir beide nach Osten wollen. Der Jet ist schon warm gelaufen und wartet auf uns.«

Lucas runzelte die Stirn. »Einen Jet? Sie haben Anspruch auf einen Jet vom FBI?«

Bishop lächelte dünn. »Es ist ein Privatflugzeug.«

»Sie haben Anspruch auf ein Privatflugzeug?«

Ernster erwiderte Bishop: »Ich versuche mehr zu tun, als nur eine Sondereinheit innerhalb des FBI einzurichten. Ich arbeite auch daran, eine zivile Hilfsstruktur aufzubauen, ein

Netzwerk von Menschen innerhalb und außerhalb des Gesetzesvollzugs, die an das glauben, was sie zu erreichen versuchen. Sie werden uns auf verschiedene Weise helfen, und dazu gehört auch schneller und effektiver Transport.«

»Daher der Jet.«

»Genau. Das sind keine Unkosten für die Sondereinheit oder das FBI, und es belastet den Steuerzahler nicht. Es ist bloß der großzügige Beitrag eines Privatmanns, der helfen will.«

»Irgendwann«, sagte Lucas, »müssen Sie mir erzählen, wie das alles zu Stande kam.

Schließlich bin auch ich ein Mann, der weiß, was es bedeutet, besessen zu sein.«

»Wir werden viel Zeit zum Reden haben.«

Lucas stellte die Tasse ab und murmelte: »Fragt sich nur, ob wir es auch tun werden.«

Bishop gab darauf keine Antwort. »Wenn Sie fertig sind, sollten wir aufbrechen.«

»Bevor ich mich eines Besseren besinne?«

»Ach, das glaube ich nicht. Wie Sie schon sagten, wir wissen beide, was Besessenheit ist.«

»Oje. Ich werde das Gefühl nicht los, das FBI hat keinen blassen Schimmer, worauf es sich einlässt.«

»Kommt Zeit, kommt Rat.«

»Und wenn sie uns den Hahn abdrehen, sobald es ihnen klar wird?«

»Das lasse ich nicht zu.«

»Wissen Sie was«, sagte Lucas nüchtern, »das glaube ich Ihnen fast.«

»Gut. Sollen wir?«

Die beiden Männer verließen den kleinen Schnellimbiss und saßen knapp eine Stunde später in Bishops Mietwagen auf dem Weg zum Flughafen. Anfangs redeten sie nicht viel, erst als sie schon fast angekommen waren, stellte Bishop schließlich die Frage, die er einfach stellen musste.

Mit äußerst beherrschter Stimme hakte er nach: »Warum können Sie sie nicht für mich finden?«

Lucas, der dies offenbar erwartet hatte, antwortete ohne zu zögern. »Weil sie nicht verschwunden ist. Sie versteckt sich.«

»Vor mir?« Die Frage fiel ihm sichtlich schwer.

»Nur indirekt. Sie wissen, vor wem sie sich eigentlich versteckt.«

»Sie hat Angst. Das können Sie spüren.«

»Vage, durch Sie. Sie waren einmal miteinander verbunden, vermute ich. Ihre Angst um sie ist das stärkste Signal. Was ich von ihr erhalten habe, war kurz und schwach. Sie hat Angst, aber sie ist stark. Sehr stark. Beherrscht.«

»Ist sie in Sicherheit?«

»So sicher, wie sie nur sein kann.« Lucas warf ihm einen kurzen Blick zu. »Ich kann die Zukunft nicht vorhersagen. Auch das wissen Sie.«

»Ja«, sagte Bishop. »Das weiß ich. Doch da draußen ist jemand, der es kann.«

»Dann gehe ich davon aus, dass Sie ihn finden werden.« Lucas richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Straße vor ihnen. »So wie Sie mich gefunden haben.«

Gegenwart  
Donnerstag, 20. September

»Sshhh. Ganz leise sein«, sagte er.

Es war beinahe unmöglich, doch es gelang ihm, weder zu ächzen, zu stöhnen noch ein anderes Geräusch hinter dem Klebeband zu machen, das seinen Mund bedeckte. Durch die Augenbinde konnte er absolut nichts sehen, doch er hatte bereits alles gesehen, was er sehen musste, bevor ihm die Augenbinde angelegt worden war: Sein Entführer hatte eine sehr große Waffe und wusste offenbar damit umzugehen.

Sein Instinkt schrie ihn an, sich zu wehren, zu kämpfen, wenn möglich fortzulaufen. Nichts zu machen. Der Zeitpunkt für einen Fluchtversuch, wenn es den je gegeben hatte, war vorbei. Seine Handgelenke waren mit Klebeband gefesselt, ebenso die Fußgelenke. Wenn er auch nur versuchte, von dem Stuhl hochzukommen, auf den man ihn gesetzt hatte, würde er auf den Arsch fallen.

Er war hilflos. Das war das Schlimmste. Nicht die Furcht davor, was man ihm antun könnte, sondern die Erkenntnis, dass er verdammt nichts dagegen unternehmen konnte. Er hätte auf die Warnung hören sollen, das zumindest war ihm klar. Auch wenn sie wie ausgemachter Blödsinn geklungen hatte, er hätte sie ernst nehmen sollen. »Ich werde dir nicht wehtun«, sagte sein Entführer.

Unbewusst neigte er den Kopf zur Seite, wobei sein wacher Verstand die leichte Betonung des ersten Wortes wahrnahm. Er würde ihm nicht wehtun? Was hatte das zu bedeuten – dass es jemand anders tun würde?

»Versuch nicht, es dir vorzustellen.« Die Stimme klang jetzt belustigt, aber nach wie vor sorglos.

Mitchell Callahan war kein Narr; er hatte im Lauf der Jahre viel zu viele mächtige Männer taxiert, um sich von einer ruhigen Stimme und scheinbar nachlässigem Verhalten täuschen zu lassen. Je offensichtlicher ein Mann Gleichgültigkeit an den Tag legte, umso wahrscheinlicher war es, dass er einem die Eier wegpustete, metaphorisch gesehen. Oder wortwörtlich.

Mit dem Hurensohn kann ich nicht mal vernünftig reden.

Das war für Callahan die echte Hölle, hilflos zu sein und nicht in der Lage, seinen Kopf durch Reden aus der Schlinge zu ziehen.

»Ich bin sicher, Ihre Frau wird das Lösegeld zahlen, und dann können Sie nach Hause gehen.«

Callahan fragte sich, ob man unter dem Klebeband und der Augenbinde seine unwillkürliche Grimasse erkennen konnte. Seine Frau? Seine Frau, die kurz davor stand, die Scheidung einzureichen, weil sie nach Büroschluss unerwartet in seinem Büro aufgetaucht war, wo er gerade seine Sekretärin auf dem Schreibtisch vögelte?

O ja, sie wollte ihn bestimmt wiederhaben. Zweifellos war sie höllisch darauf aus, Riesensummen zu zahlen, nur um den betrügerischen Arsch ihres Mannes zu retten.

»Keine Bange, ich habe um ein vernünftiges Lösegeld gebeten. Ihre Frau kommt da leicht ran, vermute ich.« Callahan konnte den erstickten Laut nicht unterdrücken, der ihm entwich; dann spürte er, wie sein Gesicht vor Wut und Verlegenheit heiß wurde, als sein Entführer lachte.

»Natürlich, vielleicht wird sie es sich ja auch anders überlegen, wenn dieser Privatdetektiv, den sie engagiert hat, herausfindet, dass Ihre Sekretärin nur die letzte einer langen Reihe von Frauen war, mit denen Sie sich vergnügt haben. Sie können Ihren Hosenschlitz einfach nicht zu lassen, nicht wahr, Mitchell? Und sie ist so eine Nette, Ihre Frau. Sie hat es nicht verdient. Sie hätten wirklich ein guter und respektvoller Ehemann sein sollen. Nur ein erfolgreicher Geldverdiener zu sein, reicht nicht, wissen Sie. Und wozu braucht die Welt schließlich eine neue Wohnsiedlung aus der Retorte, die hier oben die Aussicht verschandelt?«

Callahan überließ es plötzlich eiskalt. Sein Entführer redete zu viel. Warum seinem Opfer die Chance einräumen, sich an den Klang seiner Stimme zu erinnern? Warum preisgeben, dass er so viel Wissen über Callahans Leben und seine Geschäfte besaß?

Es sei denn, er weiß, dass du nie die Möglichkeit haben wirst, es jemandem zu erzählen.

»Beunruhigend, nicht wahr?«

Callahan fuhr zusammen, denn die leise Stimme war jetzt direkt neben seinem Ohr. Sanft, kühl, bedrohlich, ohne sich verstellen zu müssen.

»Sich von einem Fremden das Leben sezieren zu lassen. Sich alle Macht, alle Sicherheit nehmen zu lassen. Absolut hilflos zu sein und zu wissen, dass jemand anderes Ihr Schicksal in der Hand hat.«

Ohne es zu wollen, entfuhr Callahan wieder ein erstickter Laut.

»Das tu ich, wissen Sie. Ich beherrsche Ihr Schicksal. Zumindest bis zu einem bestimmten Punkt. Danach liegt es in der Hand eines anderen.«

Callahan war nicht wenig überrascht, als die Augenbinde plötzlich entfernt wurde. Im ersten Augenblick konnte er nur blinzeln, während seine Augen sich an das Licht gewöhnten. Dann sah er wieder.

Und alles wurde viel klarer.

O Gott.

Montag, 24. September

»Das Lösegeld ist gezahlt worden.« Wyatt Metcalf, Bezirkssheriff von Clayton, klang so wütend wie jeder Polizist, wenn ihm die Bösen mal wieder ein Schnippchen geschlagen hatten. »Die Frau hat sich aus Angst ruhig verhalten, weshalb wir erst davon erfahren haben, als alles vorbei war, und er nicht wie versprochen nach Hause kam, nachdem sie das Geld hinterlegt hat.«

»Wer hat die Leiche gefunden?«

»Wanderer. Zu dieser Jahreszeit ist da viel los, wenn die Blätter sich verfärben und so. Wir sind umgeben von Staatsforst und Parklandschaften, und wir werden wochenlang von Touristen überschwemmt werden. In den ganzen Blue Ridge Mountains wird es dasselbe sein.«



»Er wusste also, dass man die Leiche schnell finden würde.«

»Wenn nicht, ist er ein Idiot – oder er kennt die Gegend hier überhaupt nicht.« Metcalf beäugte den hochgewachsenen FBI-Beamten und versuchte noch immer, ihn einzuschätzen. Lucas Jordan war kein Mann, der schnell oder leicht zu beurteilen war. Er war augenscheinlich sportlich, tatkräftig, hochintelligent, höflich und freundlich; ebenso offensichtlich war die konzentrierte Anspannung in seinen verblüffend blauen Augen, die an Grausamkeit grenzte und genauso beunruhigend war.

Ein Gehetzter, das war klar.

Aber wovon?

»Wir haben die Leiche wie gewünscht hier behalten«, erklärte ihm Metcalf. »Meine Spurensicherungseinheit wurde vom staatlichen gerichtsmedizinischen Labor ausgebildet und hat außerdem noch ein paar Kurse des FBI besucht, sodass sie wissen, was sie tun; das wenige Beweismaterial, das hier gefunden wurde, wartet auf Sie und Ihren Partner hinten in der Polizeistation.«

»Ich vermute, es gab nichts Hilfreiches.«

Das war keine Frage gewesen, doch Metcalf antwortete trotzdem. »Wenn es so gewesen wäre, dann hätte ich Ihre Sondereinheit nicht anfordern müssen.«

Jordan warf ihm einen kurzen Blick zu, richtete seine Aufmerksamkeit dann aber wieder auf den felsigen Boden ringsum, ohne einen Kommentar abzugeben.

Da er wusste, dass er genau so frustriert geklungen hatte, wie er war, zählte Metcalf im Stillen bis zehn, bevor er weitersprach. »Mitch Callahan war kein Heiliger, aber das, was ihm zugestoßen ist, hat er nicht verdient. Ich will den Schweinehund finden, der ihn umgebracht hat.«

»Verstehe, Sheriff.«

Metcalf fragte sich, ob das stimmte, doch er stellte die Aussage nicht in Frage.

Jordan sagte zerstreut: »Das war die dritte Entführung in diesem Jahr im Westen dieses Staates. Alle drei Lösegelder wurden bezahlt, alle drei Opfer starben.«

»Die anderen beiden waren in Bezirken außerhalb meiner Zuständigkeit, daher kenne ich nur die oberflächlichen Fakten. Bis auf die Tatsache, dass sie ziemlich wohlhabend waren, hatten die Opfer nicht viel gemein. Der Mann war um die fünfzig, weiß, Witwer mit einem Sohn; die Frau war fünfunddreißig, asiatischer Abstammung, verheiratet, keine Kinder. Todesursache bei ihm war Erstickten; sie ist ertrunken.«

»Und Mitchell Callahan wurde geköpft.«

»Ja. Total verrückt. Laut Gerichtsmediziner mit einem sehr schnellen und äußerst sauberen Schnitt; keine Axt, die auf ihn einhackte, nichts dergleichen. Möglicherweise war es eine Machete oder ein Schwert.« Metcalf runzelte die Stirn. »Sie wollen doch nicht andeuten, dass die Fälle miteinander zu tun haben? Die anderen Entführungen liegen Monate zurück, und ich dachte ...«

»Dass es Zufall war?« Eine dritte Person trat zu ihnen, Jordans Kollegin, Sonderermittlerin Jaylene Avery. Ihr Lächeln war etwas schief. »Auf keinen Fall, wenn Sie unseren Chef fragen. Und für gewöhnlich hat er Recht.«

»Irgendetwas?«, fragte Jordan. Avery war einmal um die Lichtung herumgegangen, auf der Mitchell Callahans Leiche gefunden worden war.

»Nichts. So nahe an einem Rast- und Aussichtspunkt tut sich meist viel. Soweit ich feststellen konnte, hat sich allerdings niemand für länger hier aufgehalten.«

Metcalf nahm Tonfall und Mienenspiel ebenso wie Haltung und Körpersprache der beiden wahr: Jordan war der Vorgesetzte, doch Avery kam gut mit ihm zurecht und war ihrer selbst sicher. Der Sheriff ahnte, dass sie schon eine ganze Weile zusammenarbeiteten. So überdreht wie Jordan war, so offensichtlich entspannt schien Jaylene Avery, eine hübsche Frau Anfang dreißig mit schwarzen Haaren, die sie streng zurückgekämmt trug, mit makelloser Milchkafeehaut und intelligenten braunen Augen. Ein leichter Südstaatenakzent ließ darauf schließen, dass sie hier in North Carolina vermutlich eher zu Hause war als in Quantico.

Ganz im Gegensatz zu Jordan, dessen leise, ruhige Stimme auch ein wenig abgehackt und gehetzt klang und ihn als jemanden auswies, der deutlich aus dem Norden stammte.

»Was haben Sie denn erwartet?«, fragte Metcalf und konnte eine gewisse Anspannung in der Stimme nicht verbergen.

Sie lächelte wieder. »Hab nur versucht, ein Gefühl für die Stelle zu bekommen, Sheriff, und nicht nach etwas gesucht, das Sie und Ihre Leute vielleicht übersehen haben könnten. Manchmal kann es sehr aufschlussreich sein, wenn man einfach nur einen Schritt zurücktritt und das Gesamtbild betrachtet. Zum Beispiel kann ich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten, nachdem ich hier herumgelaufen bin, dass unser Entführer in ausgezeichneter körperlicher Verfassung ist.«

»Wenn er die Leiche hier herausschaffen konnte, meinen Sie?«

»Wir wissen, dass das Opfer nicht hier umgebracht wurde. Wanderwege durchziehen die Gegend kreuz und quer, aber sie sind für Wanderfreaks, nicht für Sonntagsspaziergänger gedacht: überall steile, felsige Pfade, die kaum zu erkennen sind, es sei denn, man weiß, wonach man zu suchen hat. Einfach nur auf einem der Hauptwege hierher zu gelangen, ist schon ein schönes Stück Arbeit, aber noch dazu etwas Schweres zu tragen und die ganze Zeit aus dem Gleichgewicht zu sein, ist fast unmöglich. Es gibt keine Spuren von Rädern oder Hufen, keine Schleifspuren. Und er musste ja nicht nur die Leiche eines überdurchschnittlich großen Mannes hierher transportieren, er hatte auch noch den Kopf zu schleppen.«

Metcalf musste zugeben, dass er an den Transport der Leiche – und des abgetrennten Kopfes – keine großen Gedanken verschwendet hatte. »Ich verstehe. Er muss ein Bulle von Mann gewesen sein und verdammt Glück gehabt haben, dass er nicht gestürzt ist und sich dabei das Genick gebrochen hat.«

Sie nickte. »Heimtückisches Gelände. Und da wir wissen, dass unter der Leiche Tau gefunden wurde, muss er sie entweder in der Nacht oder sehr früh morgens hierher geschleppt haben. Kann also sein, dass er auch noch mit einer Taschenlampe jongliert hat.«

Jordan sagte: »Ob spät oder früh, er hat die Leiche hergebracht, als die Chance, gesehen zu werden, am geringsten war. Er war vorsichtig. Verdammt vorsichtig.«

»Vielleicht hat er einfach nur Glück gehabt«, sagte Avery zu ihrem Partner.

Stirnrunzelnd entgegnete Jordan: »Ich glaube nicht. Das Verhaltensmuster ist zu deutlich, zu festgelegt. All diese Menschen wurden zu einem Zeitpunkt in ihrem Alltag gefangen

genommen, an dem sie höchstwahrscheinlich allein waren; alle wurden zwischen achtundvierzig und zweiundsiebzig Stunden festgehalten, bevor sie umgebracht wurden; und alle wurden laut medizinischem Befund umgebracht, nachdem das Lösegeld gezahlt wurde. Und jedes Mal erfolgte der Anruf mit der Lösegeldforderung an einem Donnerstag, damit die Familien Zeit hatten, das Geld flüssig zu machen, und es sicher war, dass die Banken gegen Ende der Woche genügend Bargeld zur Verfügung hatten. Er hat nie zu viel verlangt, nämlich die Obergrenze dessen, was die Verwandten aufbringen konnten. Er hat jeden Schritt geplant, und er hat die Menschen in seiner Gewalt am Leben gelassen, bis er sicher war, dass das Geld ihm gehörte.«

»Kaltblütig«, bemerkte Metcalf.

Jordan verstand genau, was der Sheriff meinte, und nickte. »Man muss schon einen äußerst berechnenden Charakter und eine besondere Art von Skrupellosigkeit besitzen, um Zeit mit jemandem zu verbringen, von dem man genau weiß, dass man ihn womöglich umbringen muss. Ein namenloses, gesichtsloses Opfer ist eine Sache, aber wenn sie zu Individuen mit einer Persönlichkeit werden, wenn man dem Objekt ein menschliches Antlitz verleiht, dann wird es viel, viel schwieriger, es zu töten.«

Jetzt war es der Sheriff, der die Stirn runzelte. »Woher wissen wir denn, dass er Zeit mit ihnen verbracht hat? Er hätte sie doch auch in einen Raum oder irgendwo in einen Keller einsperren können, gefesselt, geknebelt, mit einer Tüte über dem Kopf. So hätte ich es gemacht. Wie kommen Sie darauf, dass er tatsächlich mit ihnen kommuniziert hat?«

»Nennen Sie es einfach eine Ahnung.«

»Das reicht nicht.« Metcalf wurde noch skeptischer. »Was haben wir übersehen?«

Jordan und Avery tauschten Blicke, und sie sagte: »Sie haben gar nichts übersehen, Sheriff. Es gibt nur eine Information, von der Sie nichts wussten. In den vergangenen achtzehn Monaten haben wir eine Reihe von Entführungen im Osten und Südosten verfolgt.«

»Verfolgt ist wohl das richtige Wort, da wir eher zu spät eintreffen, um dem Opfer noch helfen zu können«, sagte Jordan kaum hörbar, viel mehr als nur leicht verbittert. Seine Kollegin warf ihm einen kurzen Blick zu und fuhr dann, an den Sheriff gewandt, fort: »Wir glauben, dass sie einen Zusammenhang haben. Wir glauben, dass diese Entführung und die beiden anderen in der Gegend zu dieser Serie gehören; wie Luke schon sagte, sie passen auf jeden Fall in das Muster.«

»Ein Serienentführer? Davon habe ich noch nie gehört.« Diesmal antwortete Jordan.

»Weil die meisten erfolgreichen Entführungen, in denen es um Lösegeld geht, als Einmalgeschäft geplant und ausgeführt werden. Ob das Opfer überlebt oder stirbt, der Entführer bekommt sein Geld, für gewöhnlich so viel, dass er es sich für den Rest seines Lebens gut gehen lassen kann, und verschwindet, um genau das zu tun. Selbst wenn sie Erfolg hatten, versuchen es nur wenige Entführer ein zweites Mal.«

Seine Kollegin nickte. »In der heutigen Zeit ist es zunehmend schwieriger geworden, eine Entführung mit Lösegeld erfolgreich zu Ende zu bringen, und wegen der damit verbundenen Komplikationen ist es eigentlich auch kein häufiges Verbrechen.«

Beim Gedanken an mögliche Komplikationen sagte Metcalf: »Meinen Sie elektronische Sicherheitssysteme, Leibwächter, Videoüberwachung in Banken und an Bankautomaten,

jetzt sogar auf der Straße – etwas in der Richtung?»

Jordan nickte. »Genau. Dazu bedenke man noch die empfindlichen Strafen und allein die Logistik, die man braucht, um eine lebende Person zu entführen und festzuhalten. Viele Opfer werden nur deshalb am Ende umgebracht, weil es zu aufwändig ist, sie für die erforderliche Zeit am Leben zu halten.«

»Aber das schreckt diesen Serienentführer nicht ab, vorausgesetzt, es ist einer?»

»Nein. Er überlässt nichts dem Zufall. Seine Opfer so lange wie nötig festzuhalten, ist nur ein weiterer Schritt in seinem Plan, noch dazu einer, auf dessen erfolgreiche Durchführung er offenbar sehr stolz ist.«

»Und die Kommunikation mit den Opfern ist ein weiterer Schritt?»

»Das nehmen wir an.«

»Warum?»

Wieder tauschten Jordan und Avery Blicke, und Jordan sagte: »Weil wir eine Überlebende hatten. Ihren Worten zufolge war er sehr freundlich und mitteilnehmend. Er hat sie wie einen Menschen behandelt. Auch wenn es wahrscheinlich ist, dass er sie von Anfang an umbringen wollte.«

Niemand hätte Carrie Vaughn als einen Menschen bezeichnet, mit dem es sich leicht leben ließ, und sie war die Erste, die es zugab. Sie hatte einen eisernen Willen, war eigensinnig, äußerst selbstbewusst und nach zwanzig Jahren Alleinsein sehr festgefahren in ihren Gewohnheiten. Von einem Liebhaber wurde erwartet, dass er sich ihr anpasste statt umgekehrt, und diejenigen, die das nicht akzeptieren wollten, waren nichts weiter als ein Aufflackern auf ihrem Radarschirm gewesen.

Weshalb sie wohl meistens ohne Mann war.

Aber das war ganz in Ordnung. Carrie war gern allein, größtenteils. Ihr Beruf als Softwaredesignerin war sowohl lukrativ als auch kreativ, dazu erlaubte er ihr noch, von zu Hause aus zu arbeiten und zu reisen, wann und wohin sie wollte. Sie hatte ein schönes Zuhause, auf das sie sehr stolz war, ein Faible für Puzzlespiele und alte Filme sowie die Fähigkeit, sich auch dann zu amüsieren, wenn niemand bei ihr war.

Außerdem war sie handwerklich äußerst geschickt, und als der späte

Septembernachmittag unerwartet kühl wurde und ihre Heizpumpe nicht ansprang, holte Carrie ihren Werkzeugkasten aus der Garage und ging ums Haus, um der Sache auf den Grund zu gehen.

»Das ist gefährlich, wissen Sie.«

Erschrocken fuhr Carrie herum und sah eine fremde Frau in ihrer Einfahrt stehen. Sie war vielleicht zehn Jahre jünger als Carrie, mittelgroß, schmal gebaut und mit den dunkelsten Haaren und Augen, die Carrie je zu so heller Haut gesehen hatte. Die Frau war nicht gerade hübsch, ganz sicher aber auffallend apart; ihre schweren Augenlider und der mürrisch verzogene Mund hatten etwas eigenartig Exotisches.

Sie trug einen weiten Pullover, der eine Nummer zu groß für sie war, und ihre Jeans war zerschlissen, doch ihre aufrechte Haltung zeugte von einem gewissen Stolz, und in ihrer Stimme schwangen Kühle und Selbstsicherheit mit.

»Wer sind Sie?«, wollte Carrie wissen. »Und was ist gefährlich?»